Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 16 (1948-1949)
Heft: 9

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KLEINE RUNDSCHAU

DAS REGIMENT WILHELMS II.

Unter ihm haben wir unsere Jugendjahre verbracht, und demselben Regime haben wir dann, als 1914 seine furchtbaren Früchte reiften, das Glück und die Existenz Deutschlands und möglicherweise den Fortbestand unserer Kultur geopfert. Von ihm als dem «lieben Mann, der in Berlin wohnt», hat man uns in frühesten Kindheitstagen gesungen. Sein Bild mit dem martialisch hochgebürsteten Schnurrbart schmückte unser Klassenzimmer, aber er war uns herzlich gleichgültig oder doch fern wie der Zar, wenn es auch hübsch war, daß sein Geburtstag in den Monat Januar fiel und uns so die hochwillkommene Gelegenheit bot, nach der kurzen Schulfeier mit den Schlittschuhen aufs Eis zu eilen und den freien Tag zu genießen. Es kann keine Rede davon sein, daß er sonderlich beliebt war. Man täte den Deutschen unrecht, wenn man annehmen wollte, daß nur eine bedeutungslose Minderheit die peinliche Mischung von Lächerlichkeit und Anmaßung empfunden hätte, die ihm eigen war. In weitesten Kreisen begann frühzeitig das Unbehagen, und es steigerte sich in dem Maße, wie die Politik Wilhelms II. immer fahriger wurde und immer mehr der Laune eines preußischen Offizierskasinos zu vorgerückter Stunde entsprach. Gespräche der Erwachsenen darüber, wie schnell doch das Erbe Bismarcks vertan sei und was denn nun werden solle, drangen frühzeitig an unser Kinderohr. Das Großspurige, das Prahlerische, hinter der so viel Unsicherheit und Kleinleutetum steckte, das Taktlose, das an Hochstapelei grenzende Schwelgen im materiellen «Fortschritt», das alles wurde in dem Kreise, in dem wir aufwuchsen, mit mehr oder weniger Widerwillen abgelehnt, so wenig auch der Geist, aus dem heraus man ablehnte, musterhaft demokratisch oder europäisch sein mochte.

Ein solches Regime im Alter der Unreife erleben heißt nun freilich nicht, es zu verstehen. Selbst wenn wir reifer gewesen wären, hätten uns die Vergleichsmaßstäbe, die Kriterien der Beurteilung und die Kenntnisse der wahren Vorgänge gefehlt, die der Oeffentlichkeit fernzuhalten oder zu entstellen gerade eines der wesentlichsten Merkmale dieses Regimes gewesen war. Eine Geschichte des wilhelminischen Regimes, die es uns in seinem wirklichen und verhängnisvollen Wesen verstehen lehrt, mußte trotz allem, was wir bereits darüber wissen, erst noch geschrieben werden. Sie konnte nur von jemandem erwartet werden, der einzigartige Bedingungen miteinander verbindet. Er muß dieses Regime — nicht als seinen Glanz fröhlich genießender Ausländer, sondern als nachdenklicher Untertan — wirklich erlebt haben; er muß den nachwirkenden Einflüssen des deutschen Milieus entrückt sein, ohne allzusehr unter diejenigen eines andern geraten zu sein; er muß mit dieser Distanz die Kenntnisse, die Forschungstechnik und den Verantwortungssinn des echten Gelehrten verbinden, aber auch die dem wahren Historiker eigene Gabe, das Geflecht der Ereignisse mit der Kunst des Schriftstellers in Gedanken nachzuweben. Vor allem aber muß er einen festen, eindeutigen und an denjenigen Werten orientierten Standort haben, deren Mißachtung gerade dem Regime Wilhelms II. und seinem Lande zum Verhängnis geworden ist.

An der Seltenheit dieser Bedingungen bemißt sich der Wert eines Buches, dessen Verfasser sie in einzigartiger Weise erfüllt. *Erich Eyck* bietet uns in seinem jüngst

im Eugen-Rentsch-Verlag erschienenen Buche *«Das persönliche Regiment Wilhelms II.»* die im Untertitel versprochene «Politische Geschichte des Deutschen Kaiserreiches von 1890 bis 1914», deren wir bedürfen, wenn wir diese Epoche der Inkubation der Katastrophe verstehen wollen. Das gründliche und bei aller Lebendigkeit niemals in romanhafte Firlefanzerei abgleitende Buch ist trotz seiner Dickleibigkeit mehr als eine «fesselnde Lektüre». Es ist der erschütternde Text eines Dramas, das uns selbst umfaßt und an dem wir noch alle weiterspielen. Es ist der aufwühlende Bericht über jene Mischung von Posse und Dämonie, die uns heute noch immer fragen läßt, was wir alle seit einem Menschenalter fragen: Wie war dergleichen möglich?

Es wäre grober Undank gegen einen Autor, der uns ein so ungewöhnliches Buch geschenkt hat, wenn wir nun auch noch eine befriedigende oder gar erschöpfende Antwort auf diese Frage nach dem Warum erwarten wollten. Schon der Titel des Buches entspricht seiner Auffassung, daß die politische Geschichte dieser Epoche in ungewöhnlich hohem Grade diejenige eines einzigen Mannes, nämlich Wilhelms II., gewesen ist, als die Geschichte eines «persönlichen Regimentes». Aber auch der Verfasser findet darin kein Genügen, denn das Paradoxe ist ja, daß dieser Mann, der eine so verhängnisvoll führende Rolle gespielt haben soll, in gar keiner Weise das Maß gehabt hat, das diese Rolle voraussetzt. Selbst wenn wir diesen Ausdruck vom «Spielen einer Rolle» nicht als abgeblaßte Metapher nehmen, sondern Wilhelm II. als autosuggestiv begabten Schauspieler auffassen, so führt uns das nicht weiter. So lange Zeit kann man selbst ein ungewöhnlich suggestibles Volk wie die Deutschen nicht hinters Licht führen. So müssen wir weitergraben, und zwar in zwei Richtungen.

Zum ersten ist zu untersuchen, inwieweit Wilhelm II. nicht wie die Großen Männer der Geschichte — wie ein Richelieu, ein Napoleon oder ein Bismarck — seine Zeit geschaffen, sondern sie lediglich in höchster Form repräsentiert, interpretiert und personifiziert hat. Die Auffassung, der auch Eyck bei aller persönlichen Ausrichtung seiner Darstellung zuzuneigen scheint, ist sicherlich richtig: Wilhelm II. ist aus dem Deutschland jener Zeit erwachsen und bei aller Kritik der Weiterblickenden ein Mann gewesen, dessen Art zu dieser Zeit gehört wie — die schwereichenen «Herrenzimmer», das Völkerschlachtdenkmal und der Baustil, den man den wilhelminischen nennt, nicht weil Wilhelm II. sein Erfinder gewesen ist, sondern weil dieser Stil derjenige seiner Epoche war. Wilhelm II. und das deutsche Volk haben einander durchaus entsprochen, und es wäre müßig, hier die Frage nach dem Führenden und dem Geführten aufzuwerfen. Es ist daher auch immer ein wenig pharisäisch gewesen, wenn die Deutschen alle Schuld an der Katastrophe auf ihren Kaiser haben schieben wollen. Ein ganz klein wenig pharisäisch wäre es nun freilich aber auch von der übrigen Welt, wenn sie Wilhelm II. und sein Regime mit all seinen Torheiten und Widerwärtigkeiten für ein völlig isoliertes Phänomen halten wollte und wenn sie die Frage ganz unterdrücken würde, ob denn nicht vieles hiervon in der Zeit selber lag. Man muß sich also vor einer zu einseitigen Behandlung hüten, und wenn man den bombastischen Nationalismus des wilhelminischen Deutschlands mit Recht unausstehlich findet, parallele Aeußerungen des fatalen Zeitgeistes in anderen Ländern nicht ganz vergessen. Der englische Jingoismus etwa ist schwerlich liebenswerter als der deutsche Militarismus gewesen. Das zu übersehen wäre nicht nur ungerecht, sondern auch eine Erschwerung des soziologischen Verständnisses. Dazu gehört auch, daß man der deutschen Opposition, wie sie etwa in Theodor Barth und seiner «Nation» zum Ausdruck gekommen, wenigstens insoweit ihren Platz gönnt, als sie die Opposition der Maßvollen und Vernünftigen und nicht etwa wie diejenige Hardens oder der Alldeutschen die Opposition der *noch* größeren Narren und Schreihälse gewesen ist.

Wilhelm II. als bloßer Exponent seines Volkes zu dieser Zeit — diese Formel erklärt vieles, aber bei weitem nicht alles. Denn dieser Mann war ja kein bloßer Typus, sondern ein bestimmtes Individuum, das in seiner Unausgeglichenheit, Fahrigkeit, Neurasthenie und Einseitigkeit der intellektuellen Fähigkeiten so sehr zu den Pathologen der Weltgeschichte rechnet, daß es sich durch Quiddes berühmte Studie über «Caligula» (1894) im Innersten getroffen fühlen konnte. Er war ja kein bloßer großsprecherischer und parvenühafter Deutscher seiner Zeit, sondern auch der Mann, der die unsinnigsten Dinge ungehemmt, ungestraft und kaum kritisiert getan hat und schließlich — sicherlich nicht mit Zynismus und Husarenleichtsinn wie Berchtold in Wien, aber in unverantwortlicher Impulsivität — im Juli 1914 auf einem Spaziergang im Schloßpark dem Verhängnis seinen Lauf gegeben hat. Und noch einmal meldet sich die Frage: Wie war das möglich? Darauf kann es schließlich nur eine einzige Antwort geben: Es war möglich, weil dieser Mann regierte, als das Deutsche Reich sich in einer schweren *Staatskrise* befand, einem Schiff gleichend, dessen Steuerruder ein Narr ergreifen konnte, ohne daß ihm jemand noch in den Arm fiel. Die eigentliche Schuld liegt nicht darin, daß Wilhelm II. der Mann gewesen ist, der er nun einmal unglücklicherweise war, sondern daß die deutsche Staatskrise ein «persönliches Regiment» dieses Mannes möglich gemacht hat.

In diesem Lichte ist die «Politische Geschichte des Deutschen Kaiserreiches von 1890 bis 1914» nur zu einem Teil als Geschichte des «Persönlichen Regimentes Wilhelms II.» zu verstehen. In einem tieferen Sinne ist sie die Geschichte einer Staatskrise, wie sie nicht verhängnisvoller gedacht werden kann. Diese Geschichte hat Eyck, nachdem er unseren höchsten Dank durch seine erstaunliche Leistung verdient hat, nicht auch noch schreiben können und wollen. Aber die Aufgabe bleibt, und sie ist vielleicht die schwerste und wichtigste. Es ist eine Aufgabe, die gerade Eyck als demjenigen, der uns die umfassendste und kritischste Analyse Bismarcks und seines Werkes geschenkt hat, besonders naheliegen sollte. Denn diese deutsche Staatskrise ist ja die Krise des Staates gewesen, den Bismarck geschaffen hat. Sie ist das Urteil, das die Geschichte nicht nur über die Unzulänglichkeit seiner Nachfolger, sondern auch oder sogar in viel höherem Grade über sein eigenes Werk gesprochen hat, von dem als mindestes zu sagen ist: es war entschieden nicht «fool-proof». In Wahrheit ist noch weit mehr zu sagen. In Wahrheit handelt es sich nicht allein um eine Staatskrise in dem nüchtern-technischen Sinne der Folgen einer staatsrechtlichen Fehlkonstruktion, sondern um das Versagen von Institutionen, denen der rechte Geist der rechten Menschen fehlte. Die deutsche Staatskrise, die unter Wilhelm II. schließlich zur Katastrophe geführt hat, ist die Krise des Bismarckreiches auch in dem Sinne, daß es die Krise des Bismarckdeutschen gewesen ist. Damit treten wir sehr entschieden der leider weitverbreiteten, aber jeder Neubesinnung im Wege stehenden Meinung entgegen, als ob das Unglück Deutschlands nur in dem zufälligen Mißgeschick bestanden hätte, daß auf einen Bismarck ein Wilhelm II. gefolgt ist. Es ist eine Meinung, die ebenso ungeschichtlich wie unpsychologisch wie unsoziologisch ist.

Wenn man sich, bis das Buch über diese deutsche Staatskrise der wilhelminischen Epoche vorliegt, das wir uns wünschen, einen ungefähren Begriff davon machen will, was gemeint ist, so kenne ich noch immer keine bessere Hilfe als die Schrift, die damals unmittelbar vor der Katastrophe ein sehr klarblickender Schweizer, der Genfer Historiker *William Martin*, unter dem Titel «La crise politique de l'Allemagne contemporaine» (Paris, Alcan 1913) veröffentlicht hat. Seitenweise möchte man aus diesem Buche zitieren, nicht nur, um zu belegen, was Martin im kaiserlichen Deutschland mit den Augen des unvoreingenommenen Historikers gesehen hat, sondern auch um zu zeigen, warum er zur Erklärung des Gesehenen nicht bei

Wilhelm II. stehengeblieben, sondern auf die Geschichte zurückgegangen ist, die diesen Staat, dieses Preußen, dieses Volk, diesen Geist, diesen Herrscher und diese katastrophale Situation geformt hat. Welcher Platz dabei Bismarck — der, wie Martin sagt, für die Deutschen zum Gegenstand eines wahren Kultes geworden ist — in Wahrheit zukommt, spricht der Verfasser mit dem einen Satz aus: «On peut faire remonter à lui tous les embarras de l'Allemagne actuelle. Il a forgé de ses mains presque toutes les difficultés dont la solution reste à trouver.» Das Schlimmste aber ist, daß dieser Staat, den Bismarck sozusagen ex nihilo und buchstäblich über Nacht (vom 30. Juni zum 1. Juli 1867, durch die Gründung des Norddeutschen Bundes) geschaffen hat, eine mehr blendende als solide Konstruktion gewesen ist und durch seinen kriegerischen Ursprung erst das deutsche Volk — das nach Martin bis 1867 als solches nicht existiert hat — mit all seinen diesem Ursprung entsprechenden Anlagen gezeugt hat. Und nun sieht der Schweizer Historiker, wie dieser eher künstliche als kunstvolle Staat unter Wilhelm II. zerbröckelt und seine Untertanen, die in seinem Ursprungsgeiste erzogen sind, dem Geist der Autorität und der Macht, keine Autorität mehr über sich fühlen, die sie sicher führt und der sie vertrauen können. In einem solchen Staate, der von einem Revolutionär wie Bismarck — «le révolutionnaire le plus hardi de notre siècle» — geschaffen worden ist und in dem in der Figur des Junkers der Typus des respektlosen Herren eine führende Stellung einnimmt, gibt es auch keinen wahren Konservatismus, ausgenommen in der Opposition der «Muß-Preußen» und der nichtpreußischen Bundesstaaten, die in dieser Scheinföderation zur Ohnmacht verurteilt ist. «Bismarck a habitué l'Allemagne à voir un homme à sa tête, à sentir une main qui la conduise.» Aber dieser selbe hat es zu verantworten, daß es schließlich an einem solchen Manne und an einer solchen Hand fehlt. Diesem Staate mangelt schließlich das Vertrauen und der Glaube des Volkes, während die Treue zum Herrscherhaus schwer erschüttert ist. In diesem Klima gedeiht ein Unbehagen, das sich nach außen zur Angst und zur Verfolgungspsychose steigert. Eine Nation, die das Selbstvertrauen verliert, betäubt sich in Prahlsucht und Waffenklirren. So führt die innere Staatskrise zur internationalen Krise und schließlich zur Katastrophe. «C'est un cercle vicieux: la méfiance et l'insécurité qui croissent contribuent également à pousser l'Allemagne dans la voie douloureuse d'un militarisme outrancier et ce sera plus tard un sujet d'étonnement de voir qu'un peuple, grand par ses inventions et son effort économique, a eu, à ce degré, la hantise du nombre et de la force brutale.»

Damals, da wir als Kinder nach der Kaisergeburtstagsfeier fröhlich lärmend die Schule verließen, um den Rest des frischen Januarmorgens auf dem Eise zu verbringen, ahnten wir nichts von diesen Dingen. Irren wir uns, wenn wir fürchten, daß es Millionen von Deutschen noch immer so geht?

WILHELM RÖPKE

ERICH AUERBACH: «MIMESIS»

Man kann das Buch von Erich Auerbach[1], des bis 1933 in Marburg, nach der Vertreibung in Istanbul und jetzt in den Vereinigten Staaten wirkenden Romanisten, als ein ungewöhnliches Werk bezeichnen, und der Verleger, der die Publikation dieser umfangreichen Schrift übernommen hat, darf der Dankbarkeit der gelehrten Welt gewiß sein. Zwar gehört «Mimesis» nicht zu der Gattung von Büchern, die ein neues Wissenschaftsgebiet in außerordentlicher Sachkundigkeit erschließen und kraft des schöpferischen Ingeniums ihrer Verfasser auf Jahre und Jahrzehnte richtunggebend bleiben; denn schon vorher ist die Frage der Dar-

[1] Erich Auerbach: «Mimesis». Dargestellte Wirklichkeit in der abendländischen Literatur. Francke, Bern

stellung der Wirklichkeit in Kunst und Literatur gestellt worden, und über die meisten der hier besprochenen Autoren existiert ein reiches wissenschaftliches Schrifttum. Und doch zählt das Werk von Auerbach zu den großen Leistungen nicht nur der Romanistik, sondern der Literaturwissenschaft überhaupt. Dieses Urteil rechtfertigt sich nicht allein durch die bemerkenswerte Belesenheit und Bildungsweite des Verfassers, der in der ganzen abendländischen Literatur von Homer bis ins 20. Jahrhundert zu Hause ist, nicht allein durch die Beherrschung von verschiedenen wissenschaftlichen Methoden, die ohne Zwang verbunden dem gemeinsamen Ziel, das der Titel angibt, dienen und den Gegenstand zugleich in stilistischer, soziologischer und geistesgeschichtlicher Sicht betrachten. Die Stärke des Werkes beruht einerseits in einer ausgeprägten interpretatorischen Begabung, die einem Text in der syntaktisch-stilistischen Analyse das letzte Geheimnis zu entlocken vermag und die im Zergliedern, weit entfernt, das Besondere und Einmalige sprachlicher Gestaltung zu zerstören, dieses vielmehr erst offenbar macht. Und sie liegt anderseits in einem lebendigen, durch die breite Kenntnis entwickelten Sinn für das Historische, für den Wandel der geschichtlichen Welt in ihrem ewigen Gegenspiel beharrender und vorwärtsdrängender Kräfte.

In seinem Nachwort erklärt Auerbach, was ihn zu seinem Thema geführt hat: «die platonische Fragestellung im zehnten Buch des Staates, die Mimesis als drittes nach der Wahrheit, in Verbindung mit Dantes Anspruch, in der Komödie wahre Wirklichkeit zu geben». «Bei der Betrachtung der wechselnden Interpretationsweisen menschlicher Vorgänge in den europäischen Literaturen» gewannen dann drei Beobachtungen immer mehr Gewicht: der Unterschied zwischen dem modernen Realismus des 19. Jahrhunderts und der antik klassizistischen Lehre und Praxis der Stiltrennung, das heißt der Zuordnung bestimmter Höhenlagen des Stils zu bestimmten gesellschaftlich gebundenen Stoffen; die Eigenart des mittelalterlichen Realismus, der auf seine Weise die antik stiltrennende Tradition überwindet und wiederum in Renaissance und Barock von einer stiltrennenden Literatur abgelöst wird; schließlich die Wesensverschiedenheit dieses mittelalterlichen und des modernen Realismus.

Wenn im folgenden versucht werden soll, von der Fülle der untersuchten Texte und der Weite der Perspektiven des Werkes eine Vorstellung zu geben, so ist sich der Berichterstatter der Grenzen eines solchen Unternehmens bewußt. Den Auftakt bildet eine Gegenüberstellung des homerischen und des alttestamentlichen Stils. Die dabei herausgearbeiteten Grundtypen liegen zeitlich vor der antiken Stiltrennung. Sie sind nicht eigentlich die für die abendländische Entwicklung verpflichtenden Vorbilder, so, als ob Homer mit dem klassizistisch-stiltrennenden Prinzip und das Alte Testament mit dem stilmischenden, im engeren Sinne realistischen Prinzip gleichzusetzen wären. Doch implizieren diese beiden Stile insofern Grundformen der abendländischen Literaturgestaltung, als sich in der spätantiken Auseinandersetzung zwischen ihnen die mittelalterliche Weise der Wirklichkeitsdarstellung, der «figurale» Realismus, der in Dante seine Krönung, aber auch seine Ueberwindung erfährt, herausbildet. Weil eben diese Auseinandersetzung, die sich in anderen Formen im Spätmittelalter und in der Renaissance fortsetzt, Auerbach im besondern interessiert, scheidet er die stiltrennende Literatur der griechischrömischen Antike aus der Betrachtung aus und beginnt seine eigentliche Untersuchung mit Petronius, Tacitus, Apuleius und Ammianus Marcellinus. Es sind Texte, welche trotz dem moralistischen Urteilen und dem rhetorischen Gestalten ihrer Autoren die niedere Welt in die Darstellung mit einbeziehen, sie aber «aus dem Blickpunkt von oben» sehen. Erst mit dem Verfall der antiken Kultur, bei Gregor von Tours (im 6. Jahrhundert), kann sich in der einfachen rohen Wiedergabe des «Konkreten der Ereignisse» das «wirklich Sinnliche» entfalten, und der Weg für eine echte Stilmischung, die eine «christliche Stilmischung» ist, wird frei.

Augustin kann als erstes Beispiel für die Ausbildung eines «neuen hohen Stils, der das Alltägliche keineswegs verschmäht», der aber zugleich ein niederer Stil ist, welcher «ins Tiefste und Höchste, ins Erhabene und Ewige übergreift», analysiert werden. Die volkssprachliche Literatur, die sich in überraschender Fülle und Breite im 12. Jahrhundert in Frankreich entfaltet, ist aber nicht nur geistliche, sondern auch ritterliche Dichtung. Und diese entwickelt, zum Teil nebeneinander, so disparate Literaturformen wie die «Chansons de geste» und den höfischen Versroman, der mit seiner Verabsolutierung der feudalen Standesethik und der Sublimierung der Liebe «weit weg von der konkreten Wirklichkeit der Welt» führt, also in der gefälligen Form seiner unerhabenen Verse eine Art von Stiltrennung bedeutet. Der stilmischende christliche Realismus ist schon im 12. Jahrhundert durch das «Mystère d'Adam» vertreten, von dem Verbindungslinien zu den «Fiori» des Franz von Assisi gezogen werden.

Die Entstehung der erzählenden Prosaliteratur in der Volkssprache, die im 13. Jahrhundert in der Ablösung von der versgebundenen Literatur des 12. Jahrhunderts vornehmlich in Frankreich interessante Gesichtspunkte für das Umsichgreifen des Realismus bietet, hat Auerbach nicht berücksichtigt. Er wendet sich, durch bedeutende Vorarbeiten dafür besonders ausgewiesen, unmittelbar Dante zu. An der Farinata Cavalcante-Szene des Inferno exemplifiziert er den figuralen realistischen Stil des hohen Mittelalters und erklärt die «überwältigende Realistik» Dantes aus der «Erfüllung» der «irdischen Form der menschlichen Gestalt» im Jenseits. Aber diese übermächtige Wirklichkeit der irdischen Gestalten sprengt den Rahmen und drängt zur Selbständigkeit, zur Autonomie des Menschen: «Dantes Werk verwirklichte das christlich-figurale Wesen des Menschen und zerstörte es in der Verwirklichung selbst.» Diese von Dante unwillentlich vollzogene Befreiung des Menschen ermöglichte Boccaccio die Ausbildung seines «mittleren Stils», der «die wirkliche gegenwärtige Welt» des patrizischen Stadtbürgertums lebendig werden läßt. Das humanistische Menschenbild besitzt aber noch nicht die Kraft zu einer konstruktiven Ethik; an einem Text des Antoine de la Sale (15. Jahrhundert) wird die rückläufige Bewegung des späten Mittelalters zum «kreatürlichen» Realismus illustriert. Mit Rabelais, Montaigne und Shakespeare — nicht aber Cervantes — wird die neue stilmischende Literatur der Renaissance, vor der erneuten «Reaktion» des 17. Jahrhunderts, vergegenwärtigt. Ist für Rabelais «das Durcheinanderwirbeln der Kategorien des Geschehens, des Erlebens, der Wissensbezirke, der Proportionen und der «Stile» charakteristisch, so für Montaigne die Auseinandersetzung mit dem «beliebigen eigenen Leben» und das Darlegen und Offenbaren seiner selbst vor Mitmenschen, die sich durch die Tat und Existenz der «Essays» als «gebildetes Publikum» zu formieren beginnen. Shakespeare engt zwar, in aristokratischer Weise, die Vorstellung vom Tragisch-Erhabenen auf die höheren Stände ein, aber er verfährt auch in seinen Trauerspielen radikal stilmischend. Das geschichtlich-perspektivische Bewußtsein, das seinem Theater zugrundeliegt, und das Hereinstellen des Menschen in einen «magischen und vielstimmigen Weltzusammenhang» geht in der stiltrennenden Kunst des französischen 17. Jahrhunderts wieder verloren. Selbst Molière stellt die bürgerlichen Personen seiner Gesellschaftskomödie außerhalb der wirtschaftlichen und beruflichen Bedingungen ihrer Welt, die Tragödie gar macht ihre fürstlichen Personen, in konsequenter Stiltrennung, völlig unabhängig «von den Gegebenheiten des täglichen und des menschlich-kreatürlichen Lebens».

Das 18. Jahrhundert hebt diese Stiltrennung wieder auf, aber seine Mischung von Realistischem und Ernsthaft-Tragischem (in «Manon Lescaut») zeigt die gleiche «spielerische Oberflächlichkeit» und «Trivialität» wie Voltaires mittlere Höhenlage. Saint-Simon weist ebenso ins 17. Jahrhundert zurück, wie er in seiner «einem Laster vergleichbaren Schriftstellerei» zum Vorläufer moderner und

modernster Formen der Lebensauffassung und Lebenswiedergabe» wird, indem er «aus den beliebigen Daten der Erscheinung in die Tiefen der Existenz vorstößt». Die Interpretation von «Kabale und Liebe» — weit eher ein politisches, ja demagogisches Stück als ein echt realistisches — wirkt fast wie ein Vorwand für eine Untersuchung der deutschen Literatur im 18. und 19. Jahrhundert. Auerbach zeigt, wie der Historismus als Geistesrichtung an sich die besten Möglichkeiten für eine «großzügige Realistik» eröffnet, wie aber die besonderen Bedingungen des feudalistisch-bürgerlichen Lebens eine Literatur scheitern lassen, welche die «politisch-ökonomischen Tiefenbewegungen der Epoche» gestalten konnte. Was Deutschland versagt bleibt — Auerbach verdeutlicht es anschaulich an Goethe —, gelingt in Frankreich. Mögen die großen realistischen Autoren wie Stendhal und Balzac auch ausgeprägte, der Wirklichkeitswiedergabe entgegenstrebende Neigungen haben, so tritt in ihrem Werk doch die «konkrete, ständig sich entwickelnde politisch-gesellschaftlich-ökonomische Gesamtwirklichkeit» in Erscheinung, und der «existentielle und tragische Ernst», mit dem die Realität wiedergegeben wird, schafft die moderne stilmischende Literatur, die zunächst im «sachlichen Ernst» Flauberts ihre Krönung erfährt. Der Stil der Goncourt und ihre Polemik gegen die lesende Oeffentlichkeit zeigt die Isolierung, in die sich der «ästhetische Realismus», Flaubert weiterentwickelnd, begibt. Demgegenüber schafft Zola aus «den großen Problemen der Zeit» und wird für Auerbach zum eigentlichen Vollender des französischen Realismus im 19. Jahrhundert.

Das 20. Jahrhundert ist durch einen einzigen Text, eine Szene aus Virginia Woolf vertreten. Ihr stilistisches Verfahren, das durch Hinweise auf Proust, Joyce, Hamsun, Gide mit erläutert wird, erscheint Auerbach in der «vielfältigen Bewußtseinsspiegelung» symptomatisch für die Verworrenheit der europäischen Situation, zugleich aber tröstlich, weil darin «etwas ganz Neues und Elementares» sichtbar wird: «die Wirklichkeitsfülle und Lebenstiefe eines jeden Augenblicks, dem man sich absichtslos hingibt». So weist die Entwicklung der Literatur im 20. Jahrhundert auf eine künftige «einfache Lösung». Auf die Frage, ob sich diese Lösung schon ankündige oder realisiere, antwortet Auerbach nicht. Aber seine letzten Betrachtungen sind von einer ermutigenden Zuversicht für die Zukunft der abendländischen Literatur getragen.

Man möchte einem Buch von der Bedeutung der «Mimesis» die Verbreitung wünschen, die es als ein Werk verdient, das allen Geisteswissenschaften neue Perspektiven eröffnet und kraft seiner hohen schriftstellerischen Qualitäten und seiner einprägsamen Darstellungsgabe jedem Gebildeten eine beglückende Vorstellung von dem unerschöpflichen Reichtum der europäischen Literatur gibt. Hier werden nicht durch Originalitätssucht, sondern durch liebevolle Versenkung und geistreiche Aneignung der Texte das älteste und neueste Gut, Ueberlieferung und Gegenwart in ihrer Verbundenheit lebendig.

GERHARD HESS

DISKUSSION MIT ZEITSCHRIFTEN

Biologie und Politik

Während im Juli 1830 in Paris hinter den verschlossenen Türen der Akademie der Gegensatz zwischen der Katastrophentheorie Cuviers und der Abstammungslehre Geoffroy Saint Hilaires in einer Diskussion explodierte, von der nur wenige Eingeweihte wußten, die aber ein ganzes Jahrhundert beeinflußt hat, ist in Moskau auf dem Massenkongreß der Pansowjetischen Akademie für Agrarwissenschaften der Streit zwischen zwei biologischen Richtungen vor Millionen Radiohörern ausgetragen worden, in einer

Kontroverse, die die kommunistische Presse grandios nennt. Allen Sowjetvölkern sollte eingeprägt werden, daß der Staat die Pflanzenbiologie mit enormen Mitteln fördert und daß er allein über eine Lehre verfügt, deren praktische Anwendung auf Getreide-, Kartoffel-, Gemüse- und Tierzucht den schwergeprüften Massen das Ende der dreißigjährigen Ernährungsnöte in Aussicht stellt. Freilich mußte erst ein innerer Feind beseitigt werden: die Universitätsbiologie, die seit fünfzehn Jahren die theoretischen Folgerungen der erfolgreichen Pflanzenzüchter Iwan Mitschurin und seines Schülers Trofim Lyssenko ablehnt. Der *Mitschurinismus* wurde zur linientreuen Sowjetbiologie erklärt; die klassische Genetik von Mendel, Weismann, de Vries, Morgan mit den konterrevolutionären Attributen: formalistisch, idealistisch, metaphysisch, westlich stigmatisiert. Da die russischen Universitätslehrer aber auch auf diesem dritten Kongreß über den Mitschurinismus seit 1936 ihrer Ueberzeugung treu blieben, sprach die Partei ein Machtwort, das etwa 200 000 Biologen und Züchter, Verfasser von Lehr- und Schulbüchern schwer getroffen hat. Den Bolschewismus befriedigt es eben nicht, eine theoretisch-wissenschaftliche Gemeinschaft mit der Weltwissenschaft zu besitzen; seine allgemein geschätzten Praktiker sollen auch bahnbrechende Theoretiker sein, seine Biologie angewandter Marxismus, seine Wissenschaft die wahre Wissenschaft und der «bürgerlichen» Pseudowissenschaft ein Greuel. In Wirklichkeit ist die Frage komplizierter, als man einer Million Radiohörer erklären kann, und weniger pathetisch, als der Bolschewismus sie haben möchte. Sein Anspruch, etwas völlig Neues geschaffen zu haben, hält kaum kritischer Prüfung stand, und seine Art, die Biologie sozialen Doktrinen anzupassen, kann man eher idealistisch als materialistisch nennen.

Europe hat mit demokratischer Großzügigkeit *Aragon* ein Doppelheft (33/34) von 200 Seiten zur Wiedergabe und Kommentierung der Kongreßpapiere zur Verfügung gestellt. Was Mitschurinismus sein will, erfährt man auch aus einem Beitrag von S. Saakow im Berliner *Aufbau* (11). In beiden Publikationen wird den Gegensätzen eine Zuspitzung gegeben, die man aus «dialektischen» Gründen braucht, der aber keine Wirklichkeit entspricht. Das geht aus den beiden Aufsätzen in *New Statesman and Nation* (929, 930) von Professor C. H. Waddington hervor, der zwar Lyssenko höher stellt als seine Gegner, aber beiden unrecht gibt. Seiner Ansicht nach sind die russischen Theoretiker hinter den Forschungen der letzten zwanzig Jahre zurückgeblieben, denn modern geschulte Biologen hätten Lyssenko anders und schlagender geantwortet als seine Gegner. Und diese Feststellung wird vielleicht auch den Kommunisten zusagen, da sich Waddington recht anerkennend über Lyssenkos Praxis und seine Studien der zyklischen Phasen im Pflanzenleben äußert. Als Theorie lehnt Waddington den Mitschurinismus ab, weil Lyssenkos Experimente noch der Bestätigung durch mehrere Generationen seiner Züchtungsprodukte bedürfen. Das aber, was Lyssenko geschaffen hat, läßt sich zum größten Teil in der heutigen Theorie unterbringen. Einiges könnte aber die Theorie zwingen, Ergänzungen aufzunehmen.

Der Gegensatz beider Richtungen ist auch uns, Philistern der Biologie, wie Aragon sich nennt, verständlich. Die klassische Genetik bestreitet die Erblichkeit erworbener Eigenschaften und die Möglichkeit einer dirigierten Biologie, in der sich der Mensch zum Herren der unberechenbaren Umstände macht, die das Leben variieren. Die Mitschurinisten wollen als bolschewistische Feinde des Zufälligen, als Kontrolleure des Naturgeschehens, dieses selbst in ihre Hand bekommen. Sie bekämpfen die «Mystik des Zufalls». Aber Marx meinte, daß die Geschichte sehr mystisch wäre, wenn «Zufälligkeiten» keine Rolle spielten.

Die Mitschurinisten wollen der Natur bereits in so vielen Fällen eine hereditäre Umwandlung aufgezwungen haben, daß ihre Experimente das Gesetz der Unver-

erbbarkeit erworbener Eigenschaften aufgehoben haben. Aber die klassischen Genetiker Rußlands und des Auslands erwidern, daß die Mitschurinisten nur potentielle Eigenschaften herausgezüchtet, die Assimilation ausgenützt und verschiedenartige Erbeigenschaften kombiniert haben. Wer recht hat, kann man erst in Jahren erfahren.

Anders steht es dagegen mit dem Kampf des Mitschurinismus gegen das Weismannsche Gesetz, das eine ewige und unveränderliche *Erbsubstanz* in den Chromosomen des Zellkerns annimmt und diese Chromosomen auch völlig vom übrigen Körper, von der physiologischen Existenz, trennt, so daß eine somatische Veränderung die Chromosomen niemals erreichen kann. Aber auch wir Philister in Biologie können ohne Schwierigkeiten feststellen, daß die Lehre Weismanns nicht auf Mitschurin und Lyssenko zu warten brauchte, um angefochten, ja gestürzt zu werden. Ich nenne einen bei Schweizer Lesern mit Recht so geschätzten Autor wie *Adolf Koelsch* als Zeugen. Er hat als Referent für Biologie in den *Sozialistischen Monatsheften* von 1913 bis 1921 in zahlreichen Aufsätzen den Weismannismus bekämpft; aber während diesen die «Sowjet»biologen als idealistisch verwerfen, nennt ihn Koelsch in Uebereinstimmung mit den «jüngeren, mehr physiologisch orientierten Theoretikern der Vererbungsforschung gar zu grobschlächtig und materialistisch-naiv». Koelsch glaubte schon 1918, «daß die *Umbildung angestammter* Elternmerkmale und die *Hervorrufbarkeit neuer erblicher* Eigenschaften unter dem Einfluß außergewöhnlicher Umweltbedingungen keineswegs zu den Unmöglichkeiten gehört». Darnach wären Koelsch, Alfred Giard und viele andere Vorläufer des Mitschurinismus, den «die fortschrittliche Wissenschaft den beiden Genies der Menschheit Lenin und Stalin verdankt» (*Europe* S. 153). Aber auch Waddington ist gegen die allzu strikte Trennung von Körper und Chromosomen. Die jüngere englische Biologie habe gleiche Auffassungen, die von Geldschmidt, Muller, Darlington, Haldane assimiliert worden sind. Wenn Waddington von *dynamischen* Tendenzen der englischen Biologie spricht, so gibt er nur dem Schlagwort der «dialektischen» Biologie eine präzisere Fassung. Aber auch Jeanne Lévy, Professor der Pariser Medizinischen Fakultät, stellt in ihrer Abhandlung über Lyssenko in der kommunistischen *Pensée* (21) eine lange Reihe «westlicher» Forscher zusammen, die Weismanns Lehren ablehnen oder wie E. Guyénot in seinem verbreiteten Werk L'Hérédité «de toute évidence une absurdité» nennen. Man kann also wirklich nicht bestreiten, daß Lyssenko mit seinen Manifesten gegen Weismann halbgeöffnete Türen einrennt und seinen Antimorganismus mit Experimenten belegt, von denen man noch nicht weiß, ob sie überzeugender sein werden als die mehr als dreißig Jahre älteren Experimente in dieser Richtung von Benecke, Massini, Buck, Burri, Kowalenko, auf die sich Koelsch berief.

Da aber nun die Kommunisten dem *ideologischen* Aspekt der Frage eine so überragende Bedeutung geben, machte man ihnen zum Vorwurf, und ich glaube zu Unrecht, den Sündenfall der politisierten Biologie begangen zu haben. Naturwissenschaft und Weltanschauung stehen aber seit den Veden und den Vorsokratikern in Wechselwirkung. Eine wertfreie Biologie ist schwer denkbar, denn die religiös-philosophisch-sozialen Anschauungen der Forscher stehen am Ausgangs- oder am Endpunkt ihrer Arbeiten. Die bolschewistische Spezialität war es aber diesmal, eine Genetik für falsch zu erklären, weil sie nicht dialektisch ist. In Deutschland kultivierte man das Gegenteil, nämlich ein auf unsicherer Naturwissenschaft betriebenes Geistesleben: Kampf ums Dasein zur Verherrlichung des Krieges, die Selektionstheorie des Maschinengewehrs, Mendel-Weismann zur Begründung des Rassismus. Das Sterile auch einer politisch fortschrittlichen Biologie ist die Uebertragung sozialer Postulate auf die Natur, statt sie aus einem Natur-

recht, aus einem sittlichen Bewußtsein herzuleiten. Und doch wollen wir noch immer glauben, daß wir höhere Ideale vom Anblick der Sternheere und der Milchstraße empfangen als aus dem Schleim der Chromosome.

Der Antichrist in uns An dem noch immer weitaus besten Buch über den Nazismus von *Max Picard* war nichts auszusetzen als der so schnell populär mißbrauchte Titel: «Hitler in uns», der jenem tristen Kannibalen eine Position gab, die von *Benedetto Croce* in einem Aufsatz des *Monats* (3), in Anlehnung an Picard, mit dem «Antichrist in uns» gültiger besetzt wird. Der letzte große liberale Hegelianer erklärt den Antichristen als eine Tendenz in uns, die wir niemals ganz aus uns vertreiben können, die aber auch niemals ganz Wirklichkeit werden kann, ohne daß die Wirklichkeit aufhören würde zu sein. Aus dem Menschen lassen sich individuelle Ideale nicht entfernen, da doch selbst das Tier überindividuelle und selbstlose Regungen besitzt. Das Wesen des Antichrists ist nicht einfach mit dem Bösen identisch, es besteht vielmehr in der Leugnung, Schmähung, Verhöhnung der höheren Werte: in ihrer Diskreditierung. Was wir heute erleben, läßt uns befürchten, daß wir an der Schwelle des schlimmsten Zeitalters der Geschichte stehen, wenn wir uns nicht auf unsere Widerstandskräfte besinnen, um der Verarmung der Welt entgegenzuwirken. Wenn aber die Gegner des Antichrists Methoden gebrauchen, durch deren Anwendung die Sieger Opfer des Antichrists würden, so müßte die Losung gegen den Antichrist: Freiheit! ihren Sinn verlieren. Schöpferische Kräfte entwickeln sich nur in der Freiheit, denn nur die Individualisierung der Ideale führt zu ihrer Verwirklichung, während der Staat, der Völker zu Sklaven von Abstraktionen macht, sie verzaubert, so daß sie ihre Erniedrigung als Seligkeit empfinden. Zu einem Zerstörer wird der Staat, der sich zum Lenker des geistigen und moralischen Lebens aufwirft. Seine begrifflichen Vereinfachungen wirken berauschend, schwächen die individuellen Seelenkräfte, also unsere Widerstandsfähigkeit gegen den Antichrist. Eine falsche Theorie vom Staat, schließt Croce, kann allein nicht diese Wirkung haben. Erst wenn der Irrtum zum Schlachtruf wird, wirkt er auf alle, die von Natur aus zur Gewalttätigkeit neigen, als Vorwand, ihre finsteren Instinkte zu befriedigen.

Stefan Zweig Als eine Flucht aus dem Zeitalter des Antichrists deutet man wohl richtig den Selbstmord von Stefan Zweig, der in seinem nachgelassenen Essay «Montaigne» in der *Neuen Rundschau* (11) sich an den ersten europäischen Philosophen des Ich-Kults in brüderlicher Verzweiflung mit der Frage wendet, wie ein aus seinem enthusiastischen Glauben an die Menschheit herausgepeitschtes nacktes Ich, seine innerste Existenz, seine «essence», seine «Zitadelle», wie Goethe es nannte, gegen den Einbruch einer bestialischen Umwelt unangefochten bewahrt. Zweigs Frage und sein echtes Verständnis Montaignes zeigt uns aber doch nur, wie der Biograph des Erasmus leben wollte, während sein Freitod dem Kult des Egotismus die Antwort unserer Zeit erteilt. Vielleicht wird später einmal ein Soziologe und Psychologe wie Masaryk, der mit einer Schrift über den Selbstmord als soziale Massenerscheinung debütierte, den Selbstmord als soziale Individualerscheinung an den fast schon unübersehbar vielen Selbstmorden von Dichtern, Malern, Denkern unserer Zeit studieren. Wenn Zweig Montaigne um seiner Kunst des Rester-soi-même willen bewunderte, so wurde doch Zweig erst ganz Selbst, ganz essence, als er seine «Zitadelle» in Brand steckte, weil er weder in dieser Welt leben wollte noch zu ihrer Aenderung Hand anlegen konnte. Sein neuhumanistisches Lebensgefühl ist freilich nicht mehr an-

steckend, weil es weniger von neuen Schaffenskräften als von einer der Zukunft zugekehrten Sentimentalität lebt, die von ihr eine Wiederkehr des Vergangenen erwartet. Dieses Vergangene liebte Zweig überall dort, wo für Toleranz und freies Denken gelitten wurde, und er, der reiche Mann und einer der erfolgreichsten Schriftsteller seiner Zeit, wurde wirklich, wie er in seiner Selbstbiographie der *Welt von Gestern* versichert, nur von der Tragik der Besiegten ergriffen, wie er es auch literarisch immer mit den Jüngeren, noch nicht Anerkannten aller Länder gehalten hat. Daher gelang es dem Genfer Pfarrer Jean Schorer, Zweig für das Schicksal von *Sébastien Castellion* so zu enthusiasmieren, daß er ihm eine Darstellung gewidmet hat, die, wie man es von Zweig nicht anders erwarten konnte, der Persönlichkeit Calvins weder theologisch noch historisch gerecht wird, die aber dafür das Verdienst hat, den verfolgten großen Humanisten aus dem Schatten der Geschichte gezogen und ihm auch vor der französischen Leserwelt eine posthume Glorifikation gegeben zu haben. In einer vierundzwanzigseitigen Diskussion zwischen Schorer und David Lasserre in *Suisse Contemporaine* (4, 11—12) verteidigt der Pfarrer von Saint-Pierre-Fusterie mit den nobelsten und mit den christlichsten Argumenten die Leistung Zweigs, während Lasserre abschließend anerkennt, daß das Unrecht, das Zweig Calvin tat, als gerechte Sühne eines theologischen Hochmuts hingenommen werden soll.

Bei aller Sympathie für einen verstorbenen Freund und zuverlässigen Kameraden kann ich doch nur diesen Streit aus einer mißverständlichen Ueberschätzung Zweigs als Biographen, Historiker, Politiker erklären. Zweigs eigenstes Talent war die Adaption des literarischen Essays an die Formen repräsentativer Darstellung, die er an Sainte Beuve, Lemaître, Brunetière und Hofmannsthal studiert hatte. Ohne viel eigenes zu sagen, wußte er das Wenige mit der breiten Pinselführung eines barocken Dekorateurs weltmännisch in Szene zu setzen, am besten, wenn er nicht Gedachtes, sondern Gesehenes und Erlebtes porträtiert. Dann tritt aus dem anspruchsvollen Seidenbrokat seiner Sprache das echte Talent eines Dramatikers der Prosa hervor. Wenn nun Jean Décarreaux im *Monde français* (39) Zweig vor allem aus dem liberalen Milieu des franz-josephinischen Oesterreichs und aus dem jüdischen Wien richtig erklärt, so verkennt er doch die enorme Wirkung des Barocks auf die Generation von Hofmannsthal und Rilke, Mahler und Werfel, Zweig und Reinhardt, die ein echtes Refugium in Salzburg suchten, in dem sie eine Welt von gestern hinterlassen haben. Diese literarischen Zusammenhänge sieht Hermann Uhde-Bernays in seinem Aufsatz über Zweig in den *Deutschen Beiträgen* (4) mit ganz anderer Sachkenntnis. Es ist gewiß eine schicksalhafte Rechtfertigung des Guten und Schönen in Zweig, daß Hofmannsthal mit einem «Gestern» begann, und Zweig mit ihm endete. Und in Zweigs Gesammelten Gedichten, in denen wieder die Menschenbilder am besten, oft spannend geraten sind, ist der immer wiederkehrende Abend der Einsamkeit unverkennbar der hofmannsthalsche, aus dem Tiefsinn und Trauer rinnt.

Das Leben, das Zweig wie Montaigne führen wollte, und das er wie Kleist in einem vielleicht auch seligen Freitod mit einer Frau von sich warf, klingt in der Weisheit des Letzten Gedichts überzeugend nach, wenn auch in den Versen leise Goethes Tonfall mitklingt. Sie stehen im *Aufbau* (11) und sollen wegen des ergreifenden Schlusses auch an dieser Stelle wiederholt werden:

Linder schwebt der Stunde Reigen
über schon ergrautem Haar,
denn erst an des Bechers Neigen
wird der Grund, der goldne, klar.
Vorgefühl des nahen Nachtens,
es verstört nicht ... es entschwert.

Reine Lust des Weltbetrachtens
kennt nur, wer nicht mehr begehrt,
nicht mehr fragt, was er erreichte,
nicht mehr klagt, was er gemißt,
und dem Altern nur der leichte
Anfang seines Abschieds ist.
Niemals glänzt der Ausblick freier
als im Glast des Scheidelichts;
nie lebt man das Leben treuer
als im Schatten des Verzichts.

Romanumfragen Die französische Zivilisation ist noch nicht auf den Bestseller gekommen, weil geistigere Faktoren als die Verkaufspsychose in dieser letzten Heimat des Individualismus den Geschmack lenken. Vor allem sind es die vielen literarischen Preise, deren Schiedsrichter selbst untereinander Wettbewerbe in der Entdeckung von Talenten veranstalten. Im Gegensatz zu dem meist belanglosen Geldwert der Preise, haben die *Nouvelles Littéraires* eine Million Francs für den Grand Prix du Roman Français gestiftet, dessen Grand Jury sich aus Duhamel, Germaine Beaumont, Maurois, Henriot, Arland, Béguin, Kemp, Lalou, Las Vergnas und Plisnier zusammensetzt. Gleichzeitig veranstaltete die Zeitschrift eine Leserumfrage, die interessante Vergleiche zwischen Fach- und Volksurteil zuläßt. Die Preisträger waren: Michel Mercier, für «Querelle avec la Bête» (Jury 1. Preis, Leser 4. Preis); Lucie Marchal, für «La Mèche» (Jury 2., Leser 5.); Gil Buhet, für «Notre-Dame de la Liberté» (Jury 3., Leser 2.); Jean Blottière, für «La Nymphe et le Garçon» (Leser 4. Preis); Jacques Le Gallois, für «Combat pour nos Cadavres» (Leser 1. Preis). Die Leser haben zusammen 11 631 Stimmen abgegeben.

Die von den Amerikanern in München herausgegebene *Neue Zeitung* hat in ihrer überraschend schönen Weihnachtsnummer die Briefe von vierzehn Persönlichkeiten der literarischen Welt über wesentliche deutsche Bücher nach 1945 veröffentlicht. Man liest die Antworten gespannt, weil man endlich wissen möchte, was in Deutschland Gutes erscheint. Fällt schon die Sichtung des Materials der Redaktion des Blattes schwer, wie die Vornotiz zugibt, wie erst dem Ausland, das mit den meisten neuen Namen keine Wertbegriffe verbindet und auch noch nicht die Kritiker kennt. Von dieser ad-hoc-Jury, deren meiste Namen sich mit positiven Assoziationen verbinden, wurden genannt: Elisabeth Langgässer, «Das unauslöschliche Siegel» (siebenmal), Hermann Kasack, «Die Stadt hinter dem Strom» (sechsmal), Anna Seghers, «Das Siebente Kreuz» und «Transit» (dreimal), Ernst Kreuder, «Die Gesellschaft vom Dachboden» und «Die Unauffindbaren» (dreimal), Pliviers «Stalingrad» (zweimal), Rudolf Hagelstange, «Venezianisches Credo» (zweimal), je einmal Weisenborns «Memorial» und Ernst Hardts nachgelassener Roman «Don Hjalmar», der hoffentlich kein Schlüsselroman ist. Von den Lyrikern wurden außer Hans Erich Nossack (dreimal) und Bergengruen (zweimal) sechs weitere Namen je einmal genannt. Von geisteswissenschaftlichen, religiösen, philosophischen Werken erhielten «Der junge Shakespeare» von Alfred Günther, die «Tag- und Nachtbücher» von Theodor Haecker, «Im Lichte der Freiheit» von Hermann Uhde-Bernays, der «SS-Staat» von Kogon je drei Stimmen. Vossler, Buber, Pinder, Scheffler, Jaspers wurden neben neuen Männern gelegentlich genannt.

FELIX STÖSSINGER